**Zeitschrift:** Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft Schaffhausen
**Herausgeber:** Naturforschende Gesellschaft Schaffhausen
**Band:** 26 (1955-1958)

**Nachruf:** Nekrologe
**Autor:** Orelli, A. von / Uehlinger, Arthur / Vietinghoff, F. v.

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 02.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# 7.

# Nekrologe

Marguerite Müller.

# Dr. med. Marguerite Müller

1894 — 1955

Marguerite Müller wurde am 14. Dezember 1894 in Schaffhausen geboren, als zweites Kind von Dr. med. August Müller und seiner Ehefrau Anna, geb. Joos. Ihre Kindheit verbrachte sie mit ihren Eltern und Geschwistern in der kantonalen Irrenanstalt Breitenau, deren Leitung ihr Vater innehatte. Sie verlebte im Kreise ihrer Lieben schöne und glückliche Jahre, gehegt von einer klugen, lebhaften Mutter und einem liebevoll besorgten jedoch gemütstiefen Vater. Im Alter von zehn Jahren verlor sie den geliebten Vater. Dieser Schicksalsschlag brachte eingreifende Änderungen des Familienlebens mit sich, und mit großer Umsicht widmete sich die hart geprüfte Mutter der schweren Aufgabe, allein die Erziehung und Ausbildung ihrer fünf Kinder zu leiten.

Marguerite Müller besuchte zunächst die Schulen ihrer Heimatstadt Schaffhausen und dann ein Institut in Neuchâtel. Wohl zeigte sich bei ihr schon früh eine Neigung zum akademischen Studium, doch war an ein solches vorläufig nicht zu denken. Ihre Mutter hatte allerdings 1910 eine zweite Ehe geschlossen; aber schon drei Jahre später wurde sie von einer schweren Krankheit befallen, der sie 1914 erlag. Nun mußte Marguerite nach Schaffhausen zurückkehren, um die Führung des Haushaltes zu übernehmen, und schon in jungen Jahren fiel ihr damit die große Verantwortung zu, ihren drei jüngeren Schwestern die Mutter zu ersetzen, während ihr älterer Bruder damals im Ausland weilte.

Im Jahre 1916 wurde der gemeinsame Haushalt aufgelöst. Fräulein Müller übersiedelte mit ihrem Bruder nach Zürich und beschloß, Ärztin zu werden. In kürzester Frist bestand sie die eidgenössische Maturitätsprüfung und studierte dann an den medizinischen Fakultäten in Genf, Zürich und Berlin. Da sie sich, gleich ihrem Vater, zur Psychiatrie hingezogen fühlte, trat sie nach Absolvierung des Staatsexamens im Jahre 1924 als Volontärin in die Psychiatrische Klinik Burghölzli ein. Kaum ein Jahr später übersiedelte sie als Assistentin und spätere Sekundärärztin nach dem Sanatorium Hohenegg, wo sie ihre Lebensaufgabe finden sollte.

Die junge Ärztin fand bei ihrem damaligen Chef, Dr. Max Kesselring, berufliche Anregung und menschliches Verständnis; in den vielen Jahren gemeinsamer Arbeit lernte sie ihn außerordentlich schätzen, und auch später blieb sie ihm stets in großer Verehrung zugetan. Ihrer beruflichen Arbeit widmete sie sich mit voller Hingabe und mit einer ausgeprägten natürlichen Begabung. Sie hatte in besonderem Maße die Fähigkeit der verstehenden Anteilnahme und gewann damit sehr schnell das Vertrauen ihrer Patienten. Einst erzählte sie einer Mitarbeiterin, wenn sie einmal am Morgen nicht «gut aufgelegt» erwache, so sei das nach der Visite vorbei. Diese Visite war also für sie nicht nur eine Zeit und Kraft verzehrende Pflicht, sondern eine echte lebendige Zwiesprache mit ihren Patienten, bei welcher sie wohl viel gab, aber auch die ermutigende und beschwingende Antwort auf ihre Liebe entgegenzunehmen verstand. In dieser Weise wurde ihr die Arbeit zum steten Quell neuer Freude und Anregung. Gerne besuchte sie auch immer wieder psychiatrische Kongresse zur Pflege heiteren kollegialen Gedankenaustausches, und im Jahre 1937 nahm sie einen längeren Urlaub, um an der medizinischen Klinik in Zürich und an einer großen englischen Klinik ihre medizinische und neurologische Ausbildung zu erweitern und zu vertiefen. Fräulein Dr. Müller verkörperte in selten harmonischer Weise die Gestalt einer Frau, welche in ihrem Beruf, der für sie Berufung war, die volle Entfaltung ihrer Persönlichkeit gefunden hat.

Um sich von der Anspannung ihrer Berufsarbeit zu erholen, beschäftigte sich Fräulein Müller intensiv mit den schönen Künsten. Schon in ihrer Jugend hatte sie ein lebhaftes Interesse für Malerei und Plastik, und auf ihren späteren Auslandreisen wur-

den ihr immer wieder Begegnungen mit großen Kunstwerken zum beglückenden Erlebnis. Von der Vielseitigkeit ihrer Interessen und Kenntnisse zeugt die Bibliothek, die sie sich im Laufe der Jahre erworben hatte. Auch diese nicht-medizinischen geistigen Schätze stellte sie freigebig ihren Patienten zur Verfügung, womit sie vielen eine dauernde Bereicherung ihres Geisteslebens vermitteln konnte. Doch ließ sie sich durch ihre Intelligenz und Bildung nicht dazu verführen, ihren Wirkungskreis auf intellektuelle Patienten einzuschränken; ihr wahrhaft mütterliches Einfühlungsvermögen für alle denkbaren menschlichen Schwierigkeiten und ihre unerschöpfliche Güte und Geduld öffneten ihr den Zugang zum Herzen einfacher Bauern- und Arbeiterfrauen — und kleine Buben gewann sie damit, daß sie durch die Finger pfeifen konnte.

So vermochte sie bei allen erdenklichen Menschen, die ihr begegneten, ein Gefühl von verstanden- und geborgensein zu erzeugen, und diejenigen, die ihr ihre Sorgen anvertrauten, bekamen von ihr eine wegweisende Antwort. Fräulein Müller war eine geborene Psychotherapeutin, und ihrem ausgesprochen mütterlichen Wesen entsprach in besonderer Weise die Methode der Frank'schen Psychokatharsis, die sie mit ausgezeichnetem Erfolge einzusetzen verstand. Sie schätzte diese Methode deshalb, weil sie nicht in erster Linie eine intellektuelle Bearbeitung der Schwierigkeiten erstrebt, sondern vor allem den Gefühlsspannungen des Patienten entgegenkommt, indem sie dem Patienten gestattet, seine aufgestauten Gefühle zu erleben und dieses Gefühlserleben unmittelbar dem Arzte darzubringen, wie ein kleines Kind seine Erlebnisse der Mutter bringt.

Die Kriegsjahre mit ihrer vermehrten Arbeitslast und den Strapazen des Luftschutzdienstes — Fräulein Dr. Müller bekleidete den Grad eines Sanitätskorporals — stellten große Anforderungen an ihre Gesundheit. Es traten Rückenschmerzen auf, die auf eine Bandscheibenbeschädigung des Rückgrates hinwiesen. Eine Operation im Jahre 1947 brachte zwar weitgehende Beschwerdefreiheit, aber es blieb doch eine erhebliche Schwäche im Rücken bestehen mit einer starken Behinderung bei jeder körperlichen Anstrengung.

Am Tage, nachdem Fräulein Dr. Müller in unbeschwerter Fröhlichkeit ihren sechzigsten Geburtstag mit ihren Angehörigen hatte feiern können, bemerkte sie ein Krankheitssymptom, des-

sen genauere Untersuchung zur Entdeckung eines Nierentumors führte. Dieser konnte im Jahre 1955 operativ entfernt werden; aber das Fortschreiten der schweren Erkrankung ließ sich dadurch nicht verhindern. Nach längeren Aufenthalten im Tessin und in der Sonnmatt bei Luzern — wo ihr die große Freude zuteil wurde, ihre drei Schwestern nochmals längere Zeit um sich zu haben — mußte sich Fräulein Müller im August 1955 zum zweiten Mal in die Pflegerinnenschule begeben, die sie bis zu ihrem Tode am 19. November nicht mehr verlassen sollte. Dort brachten ihr die Besuche der Verwandten, Kolleginnen und Bekannten sowie all die Briefe und Blumengrüße zahlreicher Freunde, Krankenschwestern und Patientinnen viel Freude und Trost. Sie war von diesen Bezeugungen der Liebe und Dankbarkeit tief gerührt. Auch für die liebevolle Fürsorge der Ärztinnen und Schwestern der Pflegerinnenschule war sie stets von Herzen dankbar. Bis zum Tage vor ihrem Hinschied war es ihr vergönnt, am Leben ihrer Umwelt in geistiger Frische Anteil zu nehmen. Während ihres langen Krankenlagers setzte sie sich intensiv mit dem Problem des Todes auseinander, und in einer solchen Stunde der Einkehr wurde ihr die Gnade, den Zugang zu Gott und die Gewißheit des ewigen Lebens zu gewinnen.

Es war Fräulein Dr. Müller vergönnt, wie selten einer Frau, eine reife geistige Mütterlichkeit zu leben. Bei allem tiefen Verständnis für die Nöte des Einzelnen behielt sie immer einen klaren Blick für die Bedürfnisse der Gemeinschaft und verstand es, mit ihrer tiefen Lebenserfahrung und ihrem eigenen ausgeglichenen und ausgleichenden Wesen Spannungen aufzufangen und zu lösen. Für ihre Mitarbeiter war es immer wieder ein Halt und eine Hilfe, daß sie sich nicht nur auf ihre vielseitigen und vorzüglichen beruflichen Fähigkeiten, sondern auch auf ihren geraden, zuverlässigen Charakter und ihre unbestechliche Loyalität unter allen Umständen verlassen konnten. Von ihren Patienten wurde Fräulein Müller etwa «der Engel der Hohenegg» genannt. Ein Engel ist ein Bote Gottes, der in kritischer Stunde eine entscheidende hilfreiche Botschaft bringt. Sie konnte diese Funktion in vielen Fällen übernehmen, weil sie ihren Mitmenschen in großer Liebe begegnete, das heißt mit ihrer ganzen Lebensweisheit und jenem völlig menschlichen Ernst, der auf den andern nie bedrückend wirkt, weil er immer durch einen befreienden warmen Humor gelockert ist.

Durch diese Liebe zu ihren Mitmenschen hat Fräulein Dr. Müller in zahllosen Herzen eine unvergängliche, neue Liebe erweckt, welche noch Generationen zum Segen gereichen wird, und es erfüllt uns alle, Ärzte, Schwestern und Angestellte der Hohenegg, mit Dankbarkeit, daß wir am Lebenswerk dieser großen Ärztin teilhaben durften.

Dr. A. von Orelli.

# Erwin von Mandach, Dr. med.

18. Januar 1896 — 13. Dezember 1955

Am 13. Dezember, einem trüben Wintertag, ist kurz vor der Mittagsstunde unser treuer Freund Doktor Erwin von Mandach gestorben. Lassen Sie mich hier noch seiner gedenken. — Erwin von Mandach ist 1918 in die Naturforschende Gesellschaft eingetreten; 1940 wählte sie ihn als Nachfolger von Herrn Dr. Werner Amsler in den Vorstand. Er war gleichzeitig lebenslängliches Mitglied unserer Muttergesellschaft, der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft und Vorstandsmitglied der Schweizerischen Palaeontologischen Gesellschaft. Mit Erwin von Mandach, mit Georg Kummer und mit Theodor Vogelsanger hat die Naturforschende Gesellschaft Schaffhausen ihre hiesigen Vertreter der Palaeontologie, der Botanik und der Entomologie verloren. Sie sind für unsere Generation unersetzlich und unsere Gesellschaft und wir alle, die ihre Freunde waren, sind ärmer geworden.

Erwin von Mandach ist uns vor allem bekannt als Spezialarzt der Augenheilkunde. In seinem Fache war er ein Berufener, wie Herr Dr. Billeter es ausdrückte, er war ein begnadeter Arzt! Und das wohl deshalb, weil er, wenn er uns in der Sprechstunde in die Augen schaute und sie mit der Spaltlampe spiegelte, nicht nur den Augenhintergrund sah, sondern auch das Hintergründige zu erkennen vermochte. Er war ein ganz *ausgezeichneter Diagnostiker* und seine Fragen, die er an die Patienten richtete, setzten diese *dann* in höchste Verwunderung, wenn sie gar nicht die Augen betrafen und er sie an einen andern Spezialarzt wies. Der Freund war höchst diszipliniert und verlangte solches auch

Erwin v. Mandach.

von seinen Patienten. Diese Disziplin war beim Spitalaufenthalt leichter zu erreichen. Wo er sie nicht fand, oder wenn gar Leichtsinn die Ursache einer Nachlässigkeit war und den Erfolg seiner Behandlung zu vereiteln drohte, war er imstande, den Patienten fortzuschicken.

Außer der Dissertation «Über Störungen an der Tuberositas Tibiae des Menschen» hat Erwin von Mandach nichts Medizinisches veröffentlicht. Sein ärztliches Schaffen galt ausschließlich den Kranken und sein fachliches Studium den Fortschritten in der Diagnostik und Therapie und der Verfeinerung der Operations-Instrumente. Manche Hochschullehrer sind berufen, weithin zu wirken, und eine solche weltweite Wirkung ging von seinem Lehrer, Professor Alfred Vogt in Zürich aus. Wenn man sagt, daß auch unserm Freunde in solche Weite zu wirken beschieden war, dann geschah es durch die Augen-Operationsinstrumente von Herrn Johannes Grieshaber, Messerschmied. Die Zusammenarbeit dieser beiden Männer, des um fast 20 Jahre älteren Johannes Grieshaber, dieses genialen Instrumentenmachers mit dem begnadeten Operateur machten die Grieshaber'schen Skalpelle und Nadeln zu den besten der Welt. Wir Schaffhauser kennen vor allem Herrn Dr. Erwin von Mandach. Für die Augenärzte in Europa und in Übersee bedeutet der Name Schaffhausen Herr Johannes Grieshaber. Doch darüber haben die beiden nie gezankt; jeder verehrte und liebte im andern den Meister, war des andern treuer Freund.

Die *wissenschaftlichen Veröffentlichungen* von Erwin von Mandach gelten der *Palaeontologie* und hier ausschließlich der *Fauna der Nacheiszeit,* im besonderen den kleinen Wirbeltieren und unter diesen den *Nagern.* Stark beschäftigt hat er sich auch mit der Tierwelt des mittleren und jüngeren Tertiärs; hier waren seine Lieblinge die Cerviden, doch hat er nichts Zusammenhängendes über sie geschrieben, wie denn zu sagen ist, daß die Ergebnisse seiner minutiösen Forschungen am Bau der Knochen und Zähne, die in vielen hundert prachtvollen Zeichnungen, Aquarellen, Dünnschliffen und mikroskopischen Aufnahmen niedergelegt sind, nur seinen Kollegen von der Palaeontologie und seinen nächsten Freunden und Verwandten bekannt geworden sind. Es ist geradezu tragisch, daß Niemand imstande war, Erwin von Mandach dazu zu bewegen, die ärztliche Praxis einzuschränken und einen Ausgleich in der Forschung zu suchen und

dadurch den überanstrengten Körper zu schonen. Aber dazu war er zu sehr Arzt, Menschen- und Kinderfreund. Arzt sein war Pflichterfüllung, das andere bloß Befriedigung eines, wenn auch heißen Wunsches. Und da, wo man sich entscheiden mußte, wählten die Mandach, Großvater, Vater und Bruder die Pflicht. Erwin von Mandach hatte ein weiches Herz, gegen sich selbst aber war er hart.

Wenn der Freund ein Backenzähnchen des Halsbandlemmings oder des Grönlandlemmings betrachtete und zeichnete, dann stand vor seinen Augen immer das ganze Tier. Wenn er das, den palaeolithischen Schichten als *Liegendes* vorausgehende Profil, die nach ihrem Charaktertier, dem Halsbandlemming, bezeichnete *Dicrostonyxschicht* untersuchte und die einzelnen Knochen und Knöchelchen bestimmte, dann belebte sich vor ihm das Bild mit dieser ganz spezifischen Tierwelt, die *vor* der menschlichen Besiedelung in unserer Gegend lebte. Er war ein Meister plastischer Schilderung, und es gab vielleich keine glücklichere Stunde in seinem späteren Leben als die, da seine Freunde Eugen Wegmann und Heinrich Bütler ihm Photographien von Gewöllplätzen der Schnee-Eule in Ostgrönland brachten, die ganz dem Bilde entsprachen, das er sich hier im Fulachtale gemacht hatte.

Das Sammeln, Ordnen und Forschen lag dem Freunde im Blute. Sein Urgroßvater, Johann Conrad Laffon war der Stifter unseres Naturhistorischen Museums am Herrenacker; er hat den Grundstock zu dessen Herbarium und Petrefaktensammlung gelegt. Der Großvater Franz von Mandach war ihm nicht nur das Vorbild für seine ganze menschliche Haltung; er empfing von ihm, wie auch von seinem Vater die Impulse zur palaeolithischen Forschung. Erwin von Mandach ist mir in allen Fragen der Anlage der Sammlungen, deren Ausbau und Neugestaltung des Naturhistorischen Museums der treue Berater gewesen. In ungezählten Gesprächen haben wir dieses Thema erörtert. Wenn ich, nachdem der Vorstand die über fast 2 Jahrzehnte sich hinziehenden Verhandlungen mit dem Stadtrate abgebrochen hatte, doch wieder darauf zurückkam, so meines Freundes wegen. Seiner Beharrlichkeit und der Aufgeschlossenheit von Herrn Stadtpräsident Bringolf ist es zu verdanken, daß 1934 eine Vereinbarung zustande kam und zwei Jahre später das neu gestaltete Naturhistorische Museum am Herrenacker der Öffentlichkeit und unserer Gesellschaft zur Verfügung gestellt werden konnte.

Noch ein Wort über Erwin von Mandach's *Verhältnis zu den Malern.* Ich kann mich nicht erinnern, daß die Familie von Mandach der Malerei besonders zugewendet gewesen wäre. Im Nekrologe ist erwähnt worden, daß die zeichnerische und malerische Förderung des Freundes wohl auf Rudolf Bregenzer, den wissenschaftlichen Zeichner Professor Vogt's an der Universitätsaugenklinik in Zürich zurückgehe. Erst nachträglich erinnerte ich mich des wundervollen Rosen-Aquarells, das im Studierzimmer des Freundes hing. Es stammt von der Schaffhauser Malerin *Marie Hurter,* die um die Jahrhundertwende jungen Schaffhausern und Schaffhauserinnen Malstunden gab, so wie man ihnen heute Musikunterricht erteilt. Es ist mir nun klar geworden, daß diese hochbegabte, überaus bescheidene und liebenswerte Malerin die früheste Lehrmeisterin des Freundes gewesen ist und daß *sie* es gewesen ist, die den Grund zu tieferem Kunstverständnis in ihn legte. Erwin von Mandach praktizierte schon manche Jahre in Schaffhausen, als *Hans Sturzenegger* zum ersten Male sein Sprechzimmer betrat. Aus dieser ersten, scheuen Begegnung sind deren viele geworden, hat sich eine beglückende Freundschaft entwickelt, bei der beide einander ihr Bestes schenkten: Erwin von Mandach mit seiner Kunst den Maler vor dem Erblinden bewahrte und der Maler dem Arzte seine ihm teuersten Bilder, namentlich einige Frühwerke, die er als Meisterschüler Hans Thomas gemalt hatte, in seine Zimmer hängte. Durch Hans Sturzenegger ist dann Erwin von Mandach zu Hans Bührer, Jakob Ritzmann und Rudolf Mülli geführt worden, und nicht allein wir, auch diese Maler haben einen großen Freund verloren.

Hans Sturzenegger, Hedwig Sturzenegger-Nüesch und Regierungsrat Fritz Sturzenegger öffneten dem Freunde den Garten und das Haus zum *Belair,* den Park mit dem großen, gepflegten Rasen und den mächtigen Platanen und das heiter-anmutige, von zwei zierlichen Türmchen flankierte Landhaus, eine Stätte feinster Bürgerkultur. Was ihm selbst versagt war und worüber er nie ein Wort sprach: hier fand er das, den Familienkreis in einer Umgebung, die seinen Ansprüchen gerecht wurde. Wenn der Freund am Neujahrsmorgen mit dem Rosenbouquet für die Hausfrau durch die weißbeschürzte Magd in den Saal mit den zwei Erkern geführt wurde, darin noch die geschmückte Tanne stand, war man in eine ferne, schöne Zeit versetzt: in die Atmosphäre

im Hause des Freiherrn von Risach in Adalbert Stifters «Nachsommer». —

Das alles ist nun vorbei; eine Spanne nur noch aufgehoben und bewahrt in unserer Erinnerung. Und doch! Einmal in einer besonderen Stimmung schrieb mir der Freund:

> «Ein Moment in unserem Leben hat uns untrennbar vereinigt. Es war an dem Abend, als Du von den rauchenden Trümmern Deines Museums und ich von den sterbenden Menschen im Spital kommend uns im Eckzimmer am Schützengraben still ergriffen die Hand gedrückt haben. Möge dieser Bund so bleiben bis in alle Ewigkeit und darüber hinaus.»

So treu war Erwin von Mandach!

Arthur Uehlinger.

## *Publikationsverzeichnis von Dr. Erwin von Mandach*


1921 Über die kleineren Wirbeltiere der prähistorischen Station Bsetzi bei Thayngen. — Verhandlungen der SNG in Schaffhausen.

1923 Über Störungen an der Tuberositas Tibiae des Menschen. — Inauguraldissertation, Zürich.

1927 Die kleineren Wirbeltiere der prähistorischen Station Bsetzi bei Thayngen (Kanton Schaffhausen, Schweiz). — Berichte der Naturforschenden Gesellschaft zu Freiburg i. Br., Band XXVII, 2.

1930 Die kleineren Wirbeltiere. (In Eduard Peters: Die altsteinzeitliche Kulturstätte Petersfels; Monographien zur Urgeschichte des Menschen, herausgegeben von R. R. Schmidt, Augsburg.)

1938 Skelettreste von Dicrostonyx Groenlandicus Traill als Inhalt von Raubvogelgewöllen. Untersuchung von Raubvogelgewöllen, gesammelt von Mitgliedern der dänischen Dreijahresexpedition nach Nordostgrönland 1931 bis 1934. — Meddelelser om Grønland, Bd. 112, Nr. 4.

1946 Die kleineren Wirbeltiere der Kohlerhöhle (Brislach, Amt Laufen, Kt. Bern), nebst weiteren Beiträgen zur Erforschung der Kleinsäugerreste des schweizerischen Magdalénien. — Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft Schaffhausen, Bd. XXI.

# Walther Schoenichen zum Gedächtnis

Es ist schon über ein Jahr her, als durch den Tod Walther Schoenichens am 22. November 1956 ein unersetzlicher Verlust in den Reihen der deutschen Naturschutzbewegung entstand. Mit ihm ist ein Mann von uns gegangen, der wegen seines unheimlich anmutenden Schaffensdranges und seiner Tatkraft über Deutschlands Grenzen hinaus vor allem auch in der Schweiz bekannt war und geachtet wurde. So ist es verständlich, wenn wir heute dieses Mannes gedenken.

Am 18. Juli 1876 wurde Schoenichen in Köln geboren. Bereits einige Jahre später starb sein Vater, und die Mutter zog in die Nähe Gothas. Thüringen wurde so seine eigentliche Heimat, mit der er sich ständig verbunden fühlte. Hier empfing Schoenichen seine ersten, nie verlöschenden Jugendeindrücke von der mitteldeutschen Landschaft. Seine Vorliebe und Veranlagung für naturwissenschaftliche Beobachtungen machten sich schon in früher Jugendzeit geltend. Diese Neigungen bildeten sich verstärkt weiter aus, als er an die Franck'sche Stiftung nach Halle kam. Von hier aus war für ihn häufig genug Gelegenheit gegeben, Streifzüge in die nähere und weitere Umgebung zu machen, um sich mit den Geheimnissen der Natur zu beschäftigen. Bereits als Primaner erschienen die ersten Aufsätze aus seiner gewandten Feder in Zeitschriften und Tageszeitungen, die ganz im Sinne des Naturschutzes abgefaßt waren. Nach bestandenem Abitur bezog Schoenichen 1895 die Universität Halle, um Naturwissenschaften zu studieren. Sein Geld mußte er, wie viele andere Studenten, durch Nebenarbeit verdienen. Schriftstellerei und Privatunterricht boten

ihm hierfür hinreichend Gelegenheit. 1898 bestand er die Doktorprüfung; trat im gleichen Jahr in den höheren Schuldienst ein, wo er in Halle und in Berlin-Schöneberg an verschiedenen Schulen wirkte. Während dieser Zeit hat er ständig an dem Gedankengut des Naturschutzes gearbeitet. Bald redigierte er die vorzüglich ausgestattete Zeitschrift «Aus der Natur», zu deren Mitarbeitern neben zahlreichen anderen bekannten Fachgelehrten auch Hugo Conwentz gehörte. Im Schuldienst fesselten ihn lebhaft die Fragen der Pädagogik, und so verfaßte er u. a. die Schrift «Methodik und Technik des naturwissenschaftlichen Unterrichts», die lange Zeit die Rolle eines Standardwerkes innehatte und für den biologischen Unterricht der Oberstufe als Grundlage diente.

1913 erhielt Schoenichen einen Ruf an die Kgl. Akademie in Posen. Dies gab ihm Gelegenheit, die Naturschutzarbeit auf der Ebene der Universität zu entfalten. Aber schon bald brach der Krieg aus, der zur Schließung der Akademie führte. Schoenichen erhielt allerdings sehr schnell eine neue Verwendung: er wurde 1915 als stellvertretender Leiter des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht nach Berlin berufen. Diese Tätigkeit war vorzugsweise ordnender, gestaltender, organisatorischer Art. Veröffentlichungen, Vorträge, Studienfahrten, Konferenzen und Ausstellungen waren vorgesehen, um die Entwicklung in klaren und gesunden Bahnen zu halten. Keiner war für diesen Posten besser geeignet als Schoenichen, den seine reichen Erfahrungen auf allen Gebieten hierfür in erster Linie qualifizierten. Voller Einsatz und stete Bereitschaft für die Sache waren für ihn Selbstverständlichkeit. In dieser Zeit bekommt er auch Fühlung mit Vertretern des deutschen Geisteslebens, mit dem Philosophen Eduard Spranger und dem Germanisten Roethe.

Aber erst 1922, als er zum Direktor der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Berlin ernannt wurde, sah er seine eigentliche Lebensarbeit, für die er nach seiner eigenen Meinung geboren war, vor sich. Mit einem kleinen Mitarbeiterstab, unter ihnen Prof. Moewes, begann die Arbeit, die keineswegs immer ganz einfach war. Aber die unwiderstehlichen inneren Wachstumsenergien des Naturschutzgedankens wußten sich durchzusetzen, und es gelang bald, ein staatliches Institut mit entsprechendem Personalbestand aufzubauen.

Zunächst war sein Ziel, Naturschutzreservate zu schaffen. Hierfür bot sich ein Paragraph des damaligen Preußischen Feld-

Walther Schoenichen.

und Forstpolizeigesetzes an, der geschickt für diese Zwecke ausgenutzt wurde. So konnten bald größere und kleinere Reservate als Naturschutzgebiete eingerichtet werden. Vor allem sind das Siebengebirge, der Laacher See, Teile der Eifel, der Wald an der Sababurg und Hochmoore im Harz zu nennen, denen viele andere Gebiete folgten. 1922 trat jenes Baumschutzgesetz in Kraft, welchem die Großstädte und Industriegebiete noch heute ihr «Soziales Grün» verdanken. Der «Tauwetter-Paragraph» ermöglichte weiterhin, den Frost des Widerstandes aufzuweichen und die Verordnung zum Schutz der Tiere und Pflanzen zu erlassen. Bei all diesen Arbeiten hatte Schoenichen das Prinzip der Einheitlichkeit als unentbehrlicher Voraussetzung der Durchschlagskraft des Naturschutzes im Auge. Um die Anteilnahme weiter Kreise an der Naturschutzbewegung zu erwecken, wurden von ihm Studienfahrten in andere Länder, so auch in die Schweiz, angeregt und durchgeführt. Späterhin reichten diese Fahrten, bei denen Fragen der Pflanzensoziologie, Landschaftskunde, aber auch der Ornithologie im Vordergrund standen, vom hohen Norden bis zur Sahara. Überhaupt sah Schoenichen es als seine Aufgabe an, Verbindungen mit ausländischen Organisationen zu pflegen und internationale Beziehungen zu schaffen. Ausstellungen trugen weiterhin dazu bei, Fernstehenden den Naturschutzgedanken näherzubringen; von diesen ist besonders die Ausstellung 1931 in Verbindung mit der 25. Jubiläumsfeier der «Staatlichen Stelle» zu erwähnen, die ihr Veranstalter als einen seiner schönsten Erfolge buchen durfte.

Schoenichen erkannte früh den Wert der Vegetationskunde für die Naturschutzbewegung, die sich Anfang des Jahrhunderts vor allem in der Schweiz entwickelt hatte. Für Auswahl und Erforschung von Naturschutzgebieten sowie für die Beurteilung der in einer Landschaft wirksamen biologischen Potentiale ist sie von entscheidender Bedeutung. So spielt sie als Grundlagenforschung eine Hautprolle. Eine Begegnung zwischen Schoenichen und Braun-Blanquet 1925 im Schweizer Nationalpark wurde Auftakt zahlreicher Lehrgänge, durch die bald tüchtige Vegetationskundler herangebildet wurden. Deutlich sah Schoenichen auch bald, wie sich die Entwicklung immer stärker der Landschaftspflege und -gestaltung zuwandte, eine Richtung, die besonders mit dem vor kurzer Zeit ebenfalls verstorbenen Hans Schwenkel verbunden ist. Weiterhin strebte er an, die verschiedenen Ver-

einigungen in einem Deutschen Naturschutzbund zusammenzufassen, aber es kam nur zu dem alle zwei Jahre stattfindenden Deutschen Naturschutztag, zu dessen Gestaltung der bayerische Staatsrat v. Reuter wesentlich beitrug.

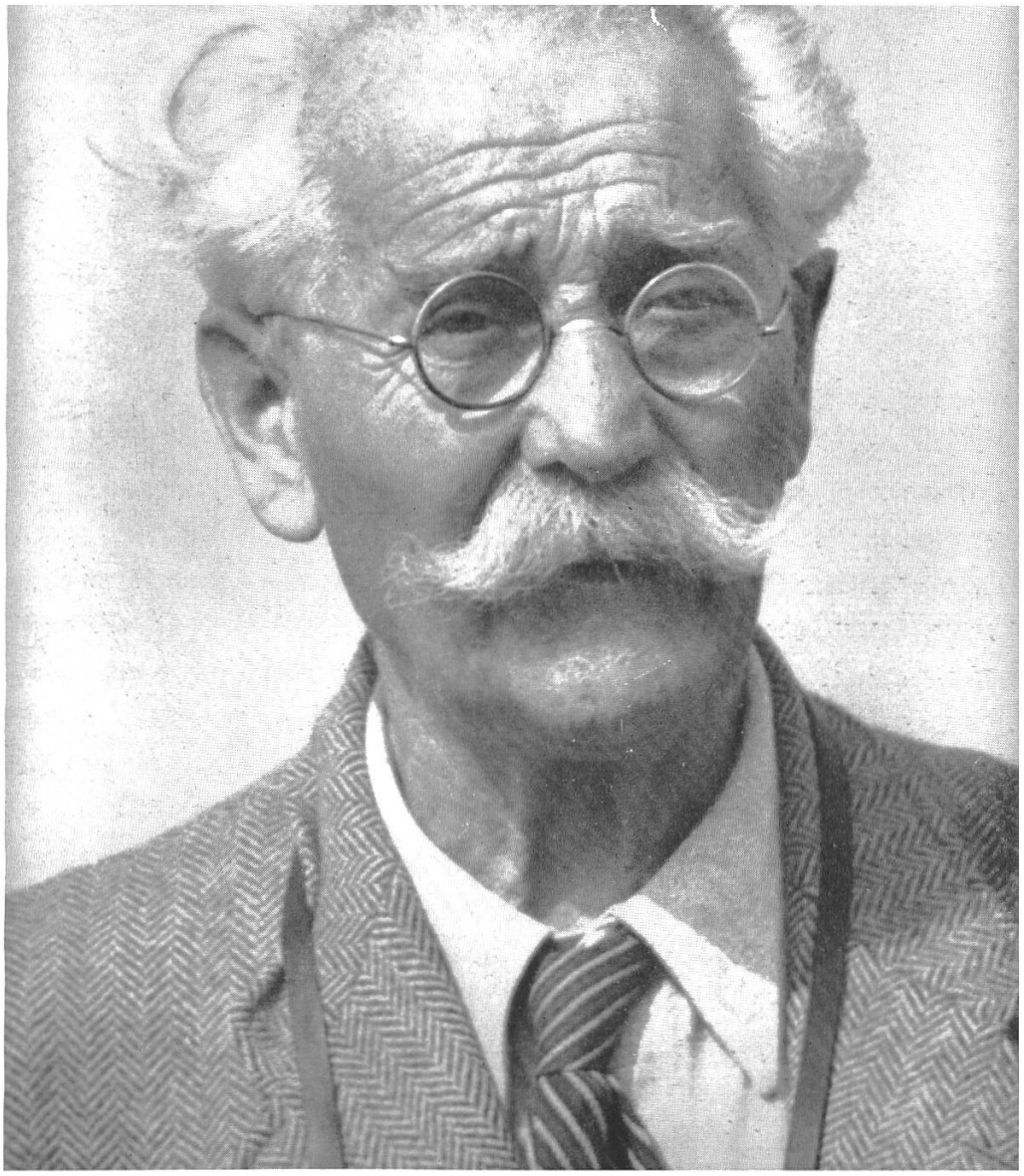
Die Zeit nach 1933 brachte für den deutschen Naturschutz eine bedeutsame Änderung durch das Reichsnaturschutzgesetz von 1935; allerdings wurde auch die bisher selbständige Dienststelle Schoenichens eine untergeordnete Behörde. Die daraus sich ergebenden Schwierigkeiten veranlaßten ihn 1938 zum Rücktritt, der in ehrenvoller Weise vor sich ging. Doch bot sich noch für Schoenichen Gelegenheit zu intensiver Pflege der akademischen und literarischen Aufgaben des Naturschutzes. Bereits längere Zeit hatte er Vorlesungen an der Universität Berlin gehalten, wo er 1936 Honorarprofessor wurde. Auch schriftstellerisch betätigte er sich, und es erschienen u. a.: «Biologie der geschützten Pflanzen» und «Naturschutz als völkische und internationale Kulturaufgabe».

Der zweite Weltkrieg traf ihn hart. Zweimal wurde er 1943 in Berlin ausgebombt. Zunächst lebte er danach in Meißen und Leipzig, bis ihn 1948 die so ungünstige Lage in der Ostzone nach Goslar führte, wo er als Flüchtling eine neue Heimat fand. 1950 erhielt er einen Lehrauftrag für Naturschutz an der Technischen Hochschule Braunschweig.

So war Schoenichen bis ins hohe Alter bemüht, den Naturschutzgedanken in weite Kreise zu tragen. Nie versagte sein Schaffensdrang, und trotz mancher Rückschläge hat er nie den Mut verloren. Zahlreiche Ehrungen wurden ihm in seinem Leben zuteil; so war er u. a. korrespondierendes Mitglied der Akademie für Raumforschung in Hannover. In Anerkennung seiner großen Verdienste um den Naturschutz verlieh die Forstliche Fakultät der Universität Göttingen dem 80jährigen am 18. Juli 1956 ehrenhalber den Doktortitel für Forstwissenschaft, da sie sich als Traditionsträger des Naturschutzgedankens fühlte. Es war die letzte Ehrung, die ihm vor seinem Tode zuteil wurde.

In Konstanz am Bodensee fand Walter Schoenichen seine letzte Ruhestätte. Heute trauert der gesamte deutsche und internationale Naturschutz um einen seiner vornehmsten Vorkämpfer, der in ihm stets einen Ehrenplatz einnehmen wird.

Prof. Dr. Frhr. v. Vietinghoff



Jelbäckerlui

# Jakob Wäckerlin, Lehrer

1879 — 1956

Jakob Wäckerlin, Lehrer in Neunkirch, ist 1916 in unsere Gesellschaft eingetreten und hat ihr somit volle 40 Jahre angehört. Er war ein treuer Besucher ihrer Veranstaltungen, hat wiederholt selbst vorgetragen und in den «Mitteilungen» drei Arbeiten über «*Die Störche von Neunkirch*» veröffentlicht.

Jakob Wäckerlin wurde seinen Eltern, dem Gemeindepräsidenten, Land- und Gastwirt Martin Wäckerlin in Siblingen und seiner Frau Marie, geborene Storrer, am 1. Februar 1879 geboren. Als der Sprechende vor Jahren in einem Aufsatz an den trefflichen und eigenwilligen Siblinger Regierungsrat Jakob Keller erinnerte und sein Manuskript seinem Freunde Georg Kummer vorlegte, strich dieser mit fester Hand den «Siblinger» durch. Darüber befragt, hatte er nur ein schmunzelndes Lächeln und es blieb bei der Streichung. Die Siblinger sind in weitem Umkreis als besondere Leute bekannt. Ihr Dorf liegt auf der Grenze zwischen dem Randen und dem Klettgau. Sie zeichnen sich aus durch Einfachheit, Zähigkeit und durch Sparsamkeit; sie sind begabt mit einem besonderen Handelstalent und sie sprechen beim Handeln auch ihre besondere Sprache. In keinem Gemeindewald im Kanton gibt es noch so hohe alte Buchenstöcke, wie in demjenigen von Siblingen, und nur an wenigen Orten hierzulande gedeiht ein solch vortrefflicher Wein, wie an der Siblinger Eisenhalde.

Der junge Jakob wuchs zusammen mit 9 Geschwistern, 8 Brüdern und einer Schwester, unter der strengen Zucht der resoluten

Mutter auf. Da er als Schüler klein von Wuchs, sollte er Schneider werden. Sein Großvater mütterlicherseits, der in allen Handwerken bewandert war, entdeckte des Enkels ungemein praktische Begabung und ermöglichte ihm mit der Fürsprache des Pfarrers den Besuch der Realschule in Neunkirch und anschließend denjenigen des evangelischen Seminars Unterstraß in Zürich. Dort hat er Freunde fürs Leben gefunden und er hat 50 Jahre nach dem Seminareintritt, im Mai 1955 die letzte Klassenzusammenkunft in Eglisau besucht.

Als Lehrer wirkte er zuerst in Schleitheim, wo er auch im Pfarrhaus seine Frau fand, dann in Lohn und, von 1919 bis 1944 in Neunkirch, hier als Nachfolger des Oberlehrers und Geschichtsschreibers Wilhelm Wildberger. In Lohn hatte es dem Freunde überaus wohlgefallen, trotz strengstem Dienst in Schule und an der Nachtschule, als Betreuer der meteorologischen Beobachtungsstation, als Vorsänger in der Kirche, als Chordirigent und als Obst-, Rosen- und Bienenzüchter. Als er den Ruf an die Oberschule in Neunkirch erhielt und sich Gedanken darüber machte, ob er ihm folgen solle, meinte er, es sei mit den Lehrern auf dem Lande wie mit den Pfarrern; sie täten gut, nach einer größern Anzahl Jahre den Pfarrort zu wechseln, denn die Gemeinde gewöhne sich an die Predigten. In Schleitheim unterrichtete Jakob Wäckerlin während 4 Jahren die Unterstufe, in Lohn während 16 Jahren die Gesamtschule und in Neunkirch 25 Jahre die Oberstufe, was ihm besonders zusagte, weil er, der im eigenen Haus nie einen Handwerker benötigte, hier die praktischen Fähigkeiten seiner Schüler fördern und entwickeln konnte.

Auf diese Treue im Landschuldienst möchte ich bei dieser Gelegenheit besonders hinweisen und dem Freunde dafür danken! Es gibt heute Gemeinden im Kanton, wo die Lehrer und Lehrerinnen nicht nur alle Jahre, sondern alle Quartale wechseln. Das sind Mißstände; sie liegen an den Gemeinden und an den Lehrern. Denken wir auch in unserer Gesellschaft darüber nach! — Das Hauptwerk unseres Freundes Georg Kummer, die «Flora des Kantons Schaffhausen» hätte nicht diese Vollständigkeit und Vollkommenheit erreicht, wenn der Freund für die abgelegeneren Gebiete sich nicht auf Männer, wie Reallehrer Johannes Ehrat in Ramsen und auf Oberlehrer Samuel Bächtold in Beggingen hätte verlassen können; und die «Schaffhauser Volkstierkunde» und die volkskundlichen Abhandlungen über den Reiat hätten

nicht geschrieben werden können ohne den vieljährigen Aufenthalt unseres jungen Freundes Bernhard Kummer in Büttenhardt. Neunkirch besäße heute keine vortreffliche Stadtgeschichte ohne das Ausharren seines Oberlehrers Wilhelm Wildberger, und wir wüßten nichts Zuverlässiges über das Aussterben des Storches in der Schweiz ohne unsern Storchenvater Jakob Wäckerlin, der über diesen jüngsten und letzten besetzten Horst auf dem Sägekamin in Neunkirch während dreißig Jahren, von 1920 bis 1949 täglich Aufzeichnungen machte über Ankunft und Wegzug, Nestbau, Paarung und Brutgeschäft, Füttern, Tränken und Nahrungstiere, Erkennung der Geschlechter an äußeren Merkmalen, über Durchzug, Kämpfe, Unglücksfälle und das Verhalten gegenüber den Menschen. Ja, wir möchten es mit Nachdruck hier sagen, daß gewisse Detailforschungen, namentlich historischer, volkskundlicher und naturhistorischer Natur geradezu undenkbar sind, ohne die Mitwirkung der in unsern Landgemeinden treu dienenden Lehrer. Darum ist es auch Pflicht der Behörden eines Kantons und seiner Gemeinden und auch Pflicht von Vereinigungen wie der unsrigen, solche tüchtige Lehrerpersönlichkeiten zu fördern und zu unterstützen!

Seit 1946 gehörte Jakob Wäckerlin auch unserer Naturschutzkommission an und war ihm die Aufsicht über das kleine, jedoch schöne Petri-Reservat anvertraut. Er war auch ein langjähriges Mitglied der «Schweizerischen Gesellschaft für Vogelkunde und Vogelschutz», und hier in der ALA verband ihn eine selten schöne Freundschaft mit Fräulein Dr. Julie Schinz, einer hervorragenden Ornithologin, der Tochter des allbekannten schweizerischen Botanikers. Er lernte Fräulein Schinz anläßlich der von Dr. Masarey auf Realp durchgeführten Vogelzugbeobachtungen und Beringungen kennen. Als Jakob Wäckerlin — so schrieb mir Fräulein Schinz — nach erfolgter Anmeldung die Teilnehmerliste zugestellt bekam, habe er gedacht «ich melde mich ab; da ist auch wieder so ein Weibervölklein das mitmachen will, das mag ich nicht, das wird eine gemalte, lackierte, verrückte, moderne Person sein»; doch verbummelte er zum Glück die Abmeldung. Als er dann am 10. Oktober 1934 bei der Besammlung der Teilnehmer zuhinterst in der Wirtsstube eine ganz bescheidene Dame bei einer Rösti erblickte, ihrem Beobachtungsstandort zugeteilt wurde und er alsbald in ihr eine äußerst anspruchslose, gewissenhafte Beobachterin und Forscherin ent-

deckte, nahm er sich ihrer bei allen, eine männliche Hilfe erfordernden Arbeiten an, und seither half er Fräulein Schinz jeden Sonntag während der Brutmonate der Möven im benachbarten zürcherischen Schutzgebiet Neeracherried. Sie schrieb in einem Nachruf auf den Freund: «Niemand verstand es besser als er, die zartesten Vögelchen aus dem Netz zu lösen und zu beringen. Er handelte immer beherrscht und gütig, mit unerschütterlicher Ruhe und Sachlichkeit. Sein Verlust für das Neeracherried ist unersetzlich, nicht nur im Hinblick auf die große Arbeit, die er geleistet hat, auch um seiner liebenswerten Persönlichkeit willen. Still und unaufgefordert hat er seine Arbeit getan, denn er war ein Mensch der Tat, nicht der Worte.»

Jakob Wäckerlin war eine zurückhaltende Natur, die sich nur ganz allmählich erschloß; das erkannte ich auch an seinen Briefen. In der Natur beobachtete er scharf, und stets versuchte er das Beobachtete fruchtbar zu machen. Er hat auch im Erziehungsrat, wo er von 1933 bis 1944 die Elementarlehrer vertrat, in großem Segen gewirkt. Uns ist er das Vorbild des bodenverwurzelten, kernhaften, schlichten Volkserziehers, Sinnbild der Verläßlichkeit!

Schaffhausen, den 16. Dezember 1956.

Arthur Uehlinger.